

Buchbesprechungen

Frühe Neuzeit

Lauro Martines, Blutiges Zeitalter. Krieg in Europa 1450–1700. Aus dem Engl. von Cornelius Hartz, Darmstadt: Theiss 2015, 320 S., EUR 29,95 [ISBN 978-3-8062-3018-5]

Besprochen von **Markus Meumann**: Erfurt, Gotha, E-Mail: markus.meumann@uni-erfurt.de

<https://doi.org/10.1515/mgzs-2019-0025>

Die Darstellung von Gräueltaten an der zivilen Bevölkerung ist fester Bestandteil der Ikonografie der europäischen Kunst und Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, der Religionskriege in Frankreich, der Englischen Bürgerkriege oder des Achtzigjährigen Krieges der Niederländischen Provinzen gegen Spanien sind nicht zuletzt aufgrund dieser emblematischen Darstellungen tief in der kollektiven Erinnerung der jeweiligen Länder verankert und können bis heute abgerufen werden, wie im Jahr 2018 erst wieder das Gedenken an den Beginn des Dreißigjährigen Krieges vor 400 Jahren eindrucksvoll gezeigt hat. Auch die geschichtswissenschaftliche Erforschung der Kriege der Frühen Neuzeit hat sich daher seit dem 19. Jahrhundert immer wieder mit der allgegenwärtigen Gewalt beschäftigt; dies gilt insbesondere für die jüngere Forschung, die sich im Zeichen von Historischer Anthropologie und »cultural turn« seit den 1990er Jahren der Gewalt im Krieg vor allem aus der Erfahrungsperspektive der Opfer, gelegentlich aber auch der Täter zugewandt hat. Überraschenderweise fehlt es dennoch an einer übergreifenden Darstellung, welche die Geschichte der Kriege der europäischen Frühen Neuzeit konsequent aus der Sicht der betroffenen Zivilbevölkerungen erzählt und dabei systematisch herausarbeitet, warum diese Kriege gerade für die Landbewohner (zu denen über 90 Prozent der damaligen Menschen zählten) mit derart extremen Gewalterfahrungen verbunden waren und inwieweit dies funktional mit der damaligen Kriegführung und ihren (defizitären) Ressourcen zusammenhing.

Genau diese Lücke verspricht der vorliegende Band des renommierten, bis 1992 an der University of California at Los Angeles lehrenden Renaissancespezialisten Lauro Martines zu schließen. Der Autor nähert sich seinem Gegenstand in zehn Kapiteln an. Diese zeichnen die verschiedenen Aspekte der »Kriegsfurie« – so eine gängige zeitgenössische Metapher für die Schrecken des Krieges, auf die das Buch in seinem Originaltitel »Furies« (New York 2013) anspielt – von der Rekrutierung und den oft erbärmlichen Lebensbedingungen der einfachen Soldaten über die Heeresversorgung und die Bedeutung von Plünderungen und Beute bis hin zur Spezifik des Belagerungskrieges und der »Hölle in den Dörfern«

nach. Dabei gelingt es Martines im Großen und Ganzen durchaus – zum Teil trotz, zum Teil aber auch gerade wegen der über weite Strecken eher assoziativen Aneinanderreihung verstreuter Fallbeispiele und Quellenaussagen aus drei Jahrhunderten und nahezu ganz Europa –, die Allgegenwart des Phänomens »Krieg« in der europäischen Frühen Neuzeit anschaulich werden zu lassen. Insbesondere seine Ausführungen zur Heeresversorgung im zentralen Kapitel »Wandernde Städte, sterbende Städte: Armeen« zeigen eindrucksvoll, wie sehr die Notwendigkeit der Mobilisierung enormer materieller wie personeller Ressourcen für die Kriegführung bei gleichzeitiger Knappheit der meisten dieser Ressourcen, insbesondere Lebensmittel und Tierfutter, von denen die Heere der Frühen Neuzeit jeweils enorme Mengen verschlangen und die infolge logistischer Beschränkungen nur vor Ort von den Bevölkerungen erpresst werden konnten, die Art der Kriegführung konditionierte und häufig zu einem »totalen Krieg« gegen die Bevölkerung der betroffenen Landstriche führte.

Es könnte sich also im Grunde um ein höchst instruktives, ja notwendiges Buch handeln, das einen ganz anderen Blick auf die vielbeschworene »Bellizität« der Frühen Neuzeit wirft, als man es aus den meist eher politik- und verfassungsgeschichtlichen Darstellungen deutscher Frühneuzeithistoriker kennt, indem es ebendiese »Bellizität« in ihrer gesamtgesellschaftlichen Bedeutung und ihren Auswirkungen auf das Leben der einfachen Bevölkerungen sichtbar macht. Das Buch wurde deswegen auch trotz des gelegentlich allzu saloppen Stils – Fürsten seien nichts anderes als »offizielle Bosse von Schlägertrupps« (S. 255) gewesen, die schwedische Armee habe aus »bewaffnete[n] Desperados« bestanden (S. 59) –, der wohl der Orientierung an einem vermeintlich »laienhaften« Publikum geschuldet ist, von den Feuilletons wie auch der englischsprachigen Fachwissenschaft auf den ersten Blick nämlich zu Recht begrüßt und positiv besprochen. Angesichts des besprochenen Werks wirft dies jedoch ein grelles Licht auf die Praxis »bestellter« Rezensionen, wie sie im angelsächsischen Publikationswesen leider üblich ist. Bedauerlicherweise erweist sich Martines' Darstellung bei näherem Blick über die gesamten rund 300 Seiten als ebenso sprunghaft, assoziativ und argumentativ wenig stringent, wie es das erste Kapitel »Ein Kriegsmosaik« (eine Art Gruselkabinett in Form einer Collage allerlei grausamer, vorwiegend aus Selbstzeugnissen stammender Szenen, die weitgehend ohne jede Quellenkritik kolportiert werden) bereits andeutet. Darüber hinaus wimmelt das Buch derart von Klischees, Plattitüden (»So war das Leben eben«, S. 47; »Wenn es um Souveränität ging, ließen manche eben lieber Stahl und Feuer entscheiden«, S. 189), überholten Forschungsmeinungen und sachlichen Fehlern, dass es am Ende einfach nur als Ärgernis bezeichnet werden muss.

Ein gravierender sachlicher Fehler hat sich gleich in das Eröffnungsbeispiel eingeschlichen. Denn bei dem von Brantôme erwähnten »vilain Estrozze«, der

1570 bei der Überquerung der Loire befohlen habe, über 800 Frauen, die das Heer begleiteten, von der Brücke in den darunter fließenden Strom zu werfen, woraufhin sie ertrunken seien, handelt es sich keineswegs, wie Martines meint, um den *maréchal de France* Piero Strozzi (1510–1558), der zu diesem Zeitpunkt bereits seit zwölf Jahren tot war. Vielmehr war es dessen Sohn Filippo (1541–1582), seit 1569 *Colonel général des bandes françaises* und enger Freund Brantômes, der gemeint war. Darüber hinaus werden (nachträglich verschriftlichte) Augenzeugenberichte und sogenannte Selbstzeugnisse, etwa die inzwischen nachgerade ubiquitären Chroniken des Andechser Abtes Maurus Friesenegger oder des Ulmer Schusters Hans Heberle, vollkommen unkritisch als Darstellung authentischer Erlebnisse wiedergegeben und damit die Erkenntnisse und Einsprüche der neueren Selbstzeugnisforschung der letzten beiden Jahrzehnte (ebenso wie die eigentlich jedem Historiker und jeder Historikerin selbstverständlichen Grundlagen der Quellenkritik) komplett ignoriert. Die Rede vom »totalen Krieg« (S. 11f., S. 205) und die ausschließliche Konzentration auf Gewaltexzesse und Massaker im Kapitel »Die Hölle in den Dörfern«, das fast zur Gänze auf den Schilderungen Frieseneggers und Heberles basiert, verdeckt zudem die Tatsache, dass das System der Nahrungsmittelbeschaffung und Einquartierungen in vielen Fällen auch ohne größere Reibungen »funktionierte« und zudem mindestens ansatzweise durch rechtliche Beschränkungen reguliert war. Stattdessen mokiert sich Martines an mehreren Stellen über das »sogenannte Kriegsrecht« bzw. die »sogenannten Gesetze des Krieges« (im Original: »so-called laws of war«) der Frühen Neuzeit (S. 151, 202, 226), die er aus modern-aufgeklärter Warte offenbar als ungenügend ansieht, weil sie seiner Meinung nach nicht wirksam waren. Dabei verkennt er allerdings, dass diese doch letztlich die Grundlagen für das – im Übrigen bei genauerer Betrachtung wohl ebenfalls oft genug nicht beachtete – moderne Kriegsvölkerrecht gelegt haben. Ähnlich eindimensional ist Martines' (durchweg negative) Sicht auf die Rolle »privater« Unternehmer (entrepreneurs, contractors) bei der Staats- und Kriegsfinanzierung (S. 53–61). Diese werden daher mit explizitem Bezug »auf heutige Entwicklungen etwa in Afrika« auch als »Warlords« (S. 58f.) bezeichnet, was an den frühneuzeitlichen Verhältnissen ebenso vorbeigeht wie an den in den letzten Jahren in großer Zahl vorgelegten diesbezüglichen Forschungsergebnissen.

Der fatale Eindruck, den das Buch bei genauer Lektüre hinterlässt, beruht zu einem guten Teil auch auf der geradezu kongenialen, weil ebenso oberflächlichen Übersetzung aus der Hand des mit den Verhältnissen und der Sprache der Frühen Neuzeit offensichtlich nicht einmal ansatzweise vertrauten Altphilologen Cornelius Harz. So ist, wo im englischen Original »contributions« steht, wiederholt von »Beiträgen« der Bevölkerung (S. 24, 36, 56–58, 177, 179f.) die Rede. Dass der deutsche Fachbegriff für diese zur Finanzierung der Heere in besetzten Gebieten

erhobenen »Beiträge« schlicht »Kontributionen« lautet, scheint dem Übersetzer dagegen nicht in den Sinn gekommen zu sein, obwohl selbst gängige Online-Wörterbücher diese Übersetzung anbieten. Auch was eigentlich »ganz normale Angestellte« (S. 39) im Kontext des 16. und 17. Jahrhunderts gewesen sein sollen, würde man gerne fragen; das englische Wort »clerk« hätte wohl eher mit »Schreiber« o.Ä. wiedergegeben werden müssen. »Followers« wiederum sind keine »Mitläufer«, wie Harz übersetzt (S. 153, 183, 268), sondern Angehörige des Trosses. Auch von einer »tendenziös-selektiven Wehrpflicht« (S. 52) zu sprechen, wird den Gegebenheiten der Frühen Neuzeit kaum gerecht; »biased« wäre hier wohl besser mit »unausgewogen« oder »ungerecht« übersetzt worden. Schließlich ist gleich der Eingangssatz der englischen Originalausgabe – »In 1570, at the end of the third of France's Wars of Religion (1562–1598) [...]« – im Deutschen falsch wiedergegeben, was nebenbei zu einer Fehldatierung des von 1568 bis 1570 dauernden dritten Religionskrieges führt: »Eines Tages im Jahre 1570, am Ende des dritten Hugenottenkrieges (1562–1598) [...]« Noch stärker wurde der Sinn des folgenden Satz entstellt: »Der strenge schottische Calvinismus schrieb ein äußerst diszipliniertes Leben vor, und zweifellos galten jene Arbeitslosen, die nun in Deutschland aufgegriffen und in den Krieg geschickt wurden, als undiszipliniert und als faul« (S. 31). Tatsächlich handelte es sich dem englischsprachigen Original zufolge allerdings um Männer, die in Schottland *für* den Krieg in Deutschland aufgegriffen worden waren: »men grabbed for war in Germany« (S. 15 d.Orig.). Darüber hinaus neigt der Übersetzer zu Pleonasmen, etwa wenn er von »osmanischen Türken« (S. 112) oder der »reichen Bourgeoisie« (S. 112) spricht.

Ein sorgfältiges Fachkuratorat hätte solche und andere Fehler – es gibt eine ganze Reihe von Buchstabendrehern (u.a. auf S. 96: Blide statt Bilde), unvollständigen Wörtern (S. 96: sicherer statt sichereren), vertauschten Wortstellungen (S. 140: »Wenige später Jahre«, S. 164: »Die Versorgung entlang der Soldaten entlang der Spanischen Straße«) und grammatisch inkorrekten Sätzen (u.a. S. 36, 121, 146, 154) – vermeiden können; bekanntermaßen darf dies aber heutzutage von den meisten Verlagen leider kaum noch erwartet werden. Dass ein solch oberflächliches, mit zahlreichen sachlichen wie formalen Fehlern durchsetztes Buch aber ausgerechnet bei Theiss und damit unter dem Dach der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft erscheint, die sich in ihrer Satzung der »Publikation wichtiger und dringend benötigter wissenschaftlicher und kultureller Werke« verschrieben hat und dafür sogar Jahresbeiträge von ihren Mitgliedern erhebt, kann nur als Fanal für den aktuellen Verfall des wissenschaftlichen Verlagswesens bezeichnet werden.